Zeitschrift: Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review

Band: 18 (1910)

Heft: 71

Buchbesprechung: Bibliographie théologique

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BIBLIOGRAPHIE THÉOLOGIQUE.

Dr. E. von Aster, Privatdozent an der Universität München: **Immanuel Kant.** Mit einem Porträt. Leipzig 1909. 136 S. Geh. Mk. 1.—, in Originalband Mk. 1. 25.

Das Buch erschien als 80. Band der wohlbewährten, von Quelle und Meyer verlegten Sammlung: „Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre". Der erste Abschnitt bringt biographische Mitteilungen und gibt eine gedrängte Übersicht über die wissenschaftliche Lebensarbeit des Philosophen. Die folgenden vier Kapitel enthalten eine übersichtliche Darstellung des Kantischen Kritizismus, indem sie, im Anschluss an die drei Kritiken (der reinen Vernunft, der praktischen Vernunft und der Urteilskraft) und der einschlägigen Nebenwerke, seine Ansichten über Wissenschaft, Sittlichkeit, Kunst und Religion entwickeln. Ein weiteres Kapitel behandelt „Kant im Zusammenhang der neueren Philosophie" und zeigt, wie er, die Lehren seiner Vorgänger auf dem Kontinent und in England weiterbildend und ergänzend, aber auch sie umstossend, zur Ausbildung seines Systems gelangte. Ebenda ist auseinandergesetzt, in welcher Art seine unmittelbaren Nachfolger (Fichte, Schelling, Hegel) an Kant anknüpften und von ihm abwichen. Das Schlusskapitel enthält eine ganz kurze Darstellung und Würdigung der kritischen Philosophie. Eine dankenswerte Zugabe sind der Index und die Erläuterungen wichtigerer Kantischer Termini, sowie die Bemerkungen zur Literatur.

Es ist dem Verfasser nicht nur gelungen, in objektiver Darstellung die verschiedenen Hauptprobleme gehörig herauszuarbeiten, sondern er vermittelt dem Leser auch einen Einblick in den systematischen Zusammenhang der einzelnen Doktrinen. Sein Buch ist daher empfehlenswert als Vorbereitung zum

Studium der kritischen Philosophie Kants. Aber auch derjenige, der diese schon kennt, wird mit Befriedigung und Erfolg die hier vorliegende zusammenfassende und klare Darstellung schwieriger Gedankengänge benützen, über die in verschiedenen Einzelheiten die Auffassungen der Interpreten auseinandergehen.

D.

Matthias von Bremscheid: **Fastenpredigten.** 2. Aufl. Mainz 1910. IV und 283 S. Geh. Mk. 2.—. Geb. Mk. 2.70.

Die Sammlung umfasst drei Zyklen mit je einer Karfreitagspredigt. Wie die früher erschienenen Sonntagspredigten, so zeichnen sich auch diese Reden in vorteilhafter Weise aus durch Klarheit der Disposition (daher leichte Einprägbarkeit), Schönheit der Sprache und Kraft der Darstellung (daher Erreichung eines nachhaltigen Eindrucks). Sie sind populär und berücksichtigen die Bedürfnisse der Gegenwart; Übertreibungen sind vermieden. Das Buch dient nicht nur dem Kanzelredner, sondern ist auch zur Privaterbauung geeignet. D.

The Diary of John Burchard of Strasburg, translated from the Latin text by the Right Reverend Arnold Harris Mathew, D. D. Vol. I, 1483-1492. London, Francis Griffiths, 1910.

Mit der vorliegenden Arbeit macht der englische altkatholische Bischof Mathew einen weitern Leserkreis mit einem historischen Quellenwerk ersten Ranges bekannt. Johann Burchard war geboren zu Haslach bei Strassburg um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, studierte Theologie, erwarb sich 1477 das Bürgerrecht von Strassburg und erhielt 1479 durch päpstliche Gunst eine Chorherrenstelle am Thomasstift dieser Stadt. Ohne das einträgliche Amt aufzugeben, nahm er 1481 seinen Aufenthalt in Rom. Im Dezember 1483 wurde er von Sixtus IV. zum Zeremonienmeister ernannt, bezahlte aber seinem zurücktretenden Vorgänger die kolossale Summe von 450 Golddukaten für die einträgliche und einflussreiche Stelle. Ein päpstlicher Zeremonienmeister ist eine wichtige Person: er hat nicht bloss dafür zu sorgen, dass bei den gottesdienstlichen Funktionen des Papstes die zeremoniellen Vorschriften pünkt-

lich befolgt werden, sondern er ist namentlich auch dafür verantwortlich, dass beim Empfang von Gesandten, Fürsten, Königen die sehr ernsten Fragen des Vortritts, der Begrüssungsform, der Huldigung richtig gelöst werden. Die verantwortungsvolle Aufgabe verschafft aber dem Träger des Amtes den grossen Vorteil, Tag für Tag in persönliche Beziehung mit dem Papst zu kommen und so Gelegenheit zu haben, für sich selbst und für Freunde im rechten Augenblick eine Gunst zu erbitten. Das wusste Burchard zu schätzen; er bezahlte darum die 450 Golddukaten gern. Im Laufe der Jahre erwarb er sich eine lange Reihe von andern Benefizien, die ihm lediglich die Pflicht auferlegten, die Einkünfte ungeschmälert in die eigene Kasse zu leiten. So war er auch Propst von Münster im Berner Jura. Die Einkünfte richtig zu erhalten, war nicht immer leicht; es gab nämlich damals in Rom und anderswo sehr habgierige Leute, die vor dem Würdenträger keinen Respekt hatten. So schildert Burchard, wie im Vatikan Dienerschaften und Prälaten nur noch an Plünderung dachten, als am 12. August 1484 Sixtus IV. die Augen geschlossen hatte, so dass es lange dauerte, bis es ihm möglich war, ein Becken mit Wasser zu bekommen, um den Leichnam zu waschen und mit geziemenden Ornamenten zu bekleiden. Leider begegnete ihm hierbei selbst ein arger Schnitzer, der nicht mehr gutgemacht werden konnte: Sixtus IV. war Franziskanermönch gewesen und hätte demgemäss im Ordenskleid bestattet werden sollen, was nicht geschehen ist!

Man kann aber diesem Bericht doch entnehmen, dass Burchard dem Papst Sixtus IV. treu diente. Dessen befliss er sich auch unter Innozenz VIII. (1484—1492), Alexander VI. (1492—1503), Pius III. (22. September 1503 bis 18. Oktober 1503), Julius II. (1503—1513). Das sind Namen, die an schlimme Zeiten erinnern und einen nicht bloss gebildeten, sondern auch frommen und sittenreinen Mann, dem es um das Reich Gottes zu tun war, leicht hätten veranlassen können, das zu einem Babel gewordene Rom zu verlassen und in die deutsche Heimat zurückzukehren. Aber Burchard hielt standhaft aus. Besonders gut stand er zu Julius II., der ihm nicht bloss alle bisherigen Ämter und Einkünfte liess, sondern ihn auch noch zum Bischof von Orta und Civita Capellana machte, ihm ein schönes Maultier mit prachtvoller Decke, einen Chormantel

und andere Sachen schenkte und ihm überdies die sonst zur rechtmässigen Besitznahme eines bischöflichen Stuhles erforderliche grosse Zahlung an die päpstliche Kasse erliess. So konnte es ihm nicht schwer fallen, den berühmten Jakob Wimpheling, der auf eine bescheidene Pfründe am Thomasstift in Strassburg Anspruch machte und Anspruch hatte, in die Schranken zurückzuweisen und die fragliche Pfründe dem Leonhard Bellendin, dem Sohne eines befreundeten Chorherrn, übertragen zu lassen. Das geschah bald nachdem Julius II. den Thron bestiegen hatte. Die Chorherren in Strassburg waren über den Eingriff in ihre Rechte unzufrieden. Daher erwirkte Burchard zu ihrer Beruhigung ein päpstliches Exkommunikationsdekret. (Das Dekret wurde erst sechs Jahre nach Burchards Tode, 1512, zurückgenommen.)

Das alles sind Dinge, die in dem dreibändigen „Tagebuch“ erwähnt sind. Das Werk aber entstand infolge einer sehr praktischen und weisen Erwägung. Sobald Burchard die ernsten Obliegenheiten eines päpstlichen Zeremonienmeisters zu erfüllen hatte, empfand er, wie bitter nötig es sei, in solchen Sachen korrekt und konsequent zu sein. Er entschloss sich daher, Tag für Tag seine Anordnungen zu notieren, um so zu jeder Zeit in der Lage zu sein, sich zu rechtfertigen und bei neuen, analogen Vorkommnissen auf die frühern Anordnungen zurückzugreifen. Das setzte er mit einigen Unterbrechungen, die durch seine Reisen bedingt waren, getreulich fort bis zu seinem am 16. Mai 1506 erfolgten Tode.

Das Werk hätte aber natürlich keine sehr grosse Bedeutung, wenn sich Burchard darauf beschränkt hätte, von Liturgie, Ritus und Etikette zu reden. Allein die Vorkommnisse, bei denen er seines Amtes zu walten hat, geben ihm Veranlassung, sich auch über die beteiligten Personen, ihr privates und amtliches Verhalten und wichtige historische Begebenheiten zu äussern. Es geschieht, wie sich das von einem so treuen Diener des römischen Papsttums nicht anders erwarten lässt, in sehr respektvoller Weise, wenn er Dinge notiert, die die päpstliche „Heiligkeit“ selbst angehen. Dass er mit einer gewissen Vorliebe skandalöse Sachen mitteile, ist durchaus unrichtig. Auch von den Lastern und Missetaten Alexanders VI. redet er nur mit grösster Zurückhaltung. Ganz schweigen konnte er deswegen nicht, weil sich der Papst selbst nicht die

geringste Zurückhaltung auferlegte. Mit der Hinrichtung Savonarolas ist Burchard einverstanden. Diese Ehrlichkeit und schonende Rücksicht verleihen seinen Aufzeichnungen eine Bedeutung, der gegenüber keine tendenziöse Schönfärberei aufkommen kann. Das Privatleben Burchards scheint unanstössig gewesen zu sein. Nur für guten Wein soll er eine ausgesprochene Vorliebe gehabt haben. Aus dieser Neigung erklärt man sich auch seinen verhältnismässig frühen Tod.

Sein „Tagebuch" ist in barbarischem Latein geschrieben. Es wurde 1883—1885 von M. L. Thuasne in Paris herausgegeben. Diese Ausgabe hat Bischof Mathew seiner Übersetzung zugrunde gelegt. Der Übersetzung ist eine sehr ausführliche Einleitung vorausgeschickt, die im wesentlichen ebenfalls der französischen Originalausgabe entnommen ist. Mathew hat auch die Bosheiten stehen lassen, mit denen Thuasne gelegentlich Burchards Untugenden als deutsche Eigentümlichkeiten entschuldigt. Besondern Wert verleihen dem vorliegenden Werke die vielen phototypischen Illustrationen und wörtlich mitgeteilten Dokumente, die ihm beigegeben sind. Auch das genaue chronologische Inhaltsverzeichnis ist wertvoll; es verschafft dem Leser die Möglichkeit, mühelos sofort von den Aufzeichnungen Kenntnis zu nehmen, die ihn interessieren. Burchard wird so zu einem päpstlichen Hausprälaten, der dem Fremden ohne grosses Trinkgeld einen guten Platz anweist, von dem aus er den Vorgängen am päpstlichen Hofe folgen kann. Die beiden noch ausstehenden Bände werden die unter Alexander VI., Pius III. und Julius II. aufgezeichneten Notizen enthalten. E. H.

M. Cagnac: **Fénelon, Etudes critiques,** Paris, Lecène, in-18, 405 p., 1910, 3 fr. 50.

Malgré son titre, ce volume est moins un recueil d'études « critiques » qu'un panégyrique. L'auteur, trop épris des incontestables qualités de son héros, n'a presque plus aperçu ses défauts. Je dis « presque », parce que, heureusement pour sa perspicacité, il a su faire quelques aveux qui rétablissent un peu la vérité. Par exemple, il lui trouve une « complexité d'âme si mystérieuse » (p. 393) . . . Complexité qui va même jusqu'à le troubler : Pour dire tout le résultat de notre enquête sur le

fond de son caractère, nous nous trouvons devant des textes *troublants* » (p. 391). Mais ce trouble ne paraît pas très profond; quelques pages plus loin, ils ne se réduit plus qu'à « de certaines *imperfections* ». Cette dernière expression n'est-elle pas trop adoucie? Voici quelques détails :

« *On n'aime pas* voir Fénelon, dans ses dernières années, réclamer contre les jansénistes certaines mesures rigoureuses que ses adversaires ne lui avaient pas épargnées. De même *l'on préférerait* qu'il eût laissé à d'autres le soin de combattre, au sujet du jansénisme, le cardinal de Noailles, qu'il avait eu pour adversaire dans la querelle du quiétisme; car, en pareille occurence, il faut être bien maître de soi pour être sûr qu'on n'obéit à aucun sentiment d'aigreur ou de rancune, et le plus sage est de s'abstenir ou de se récuser . . . *Personne n'admettra* les ruses qu'il conseillait à Saignelay pour détourner de l'hérésie les nouveaux convertis : acheter, s'il se peut, la trahison d'Aubert de Versé pour lui faire semer la zizanie parmi ses coreligionnaires, ou, si l'on n'y réussit point, faire fabriquer des lettres tendant au même but et laisser croire qu'elles sont faites par Aubert. *On voudrait* que Fénelon se fût abstenu de pareille action. Il a recours à ce procédé, parce que la violence lui répugne. Cela ne vaut pas mieux, dira-t-on, mais au moins le résultat était un peu différent : moins de gens en souffraient . . . Que Fénelon, malgré sa haute vertu, ne soit *pas absolument sans défauts,* nous le reconnaissons. Que conclure? Ses imperfections *le rapprochent de nous et on l'aime davantage* » (p. 400). En vérité, M. Cagnac fait de la critique absolument charmante.

Si M. Cagnac consent à apercevoir dans Fénelon une « maîtresse de maison », c'est pour ajouter aussitôt que « cette féminilité n'est pas pour le diminuer », car « par là s'expliquerait sa merveilleuse facilité à diriger des femmes » (p. 381)! M. Cagnac avoue que certains critiques ont rapproché de cette féminilité « l'insincérité » ; mais c'est pour dire aussitôt que « cela est difficile à analyser, et que cette âme mobile échappe *par son élévation même* à une appréciation équitable » (p. 384) . . .

Néanmoins des points noirs subsistent. Ecoutons : « Si la théodicée de Fénelon n'est pas un *panthéisme,* il est indiscutable qu'elle a une forte tendance au panthéisme, qu'elle penche sans cesse spontanément vers lui, et qu'elle y tomberait si

n'intervenaient de continuelles restrictions » (p. 295). — Et le quiétisme? « Le *quiétisme de Fénelon* vient des enseignements de cette femme en qui il s'était confié. Bossuet accuse son contradicteur d'être l'héritier de Molinos. Cela parut une injure à l'archevêque de Cambrai. Et cependant dans l'ensemble *c'était exact.* Fénelon répudiait les excès de Molinos, mais suivait sa doctrine » (p. 326).

M. Cagnac exalte Fénelon comme directeur de conscience, le bon sens et le bon goût de ses conseils, son esprit juste, etc. (p. 347). Certes, les bons conseils abondent dans la correspondance spirituelle de Fénelon; mais c'est une tâche bien difficile que de montrer dans l'ami de Mme Guyon un directeur accompli et de signaler ses « Lettres de direction » comme « le code du chrétien »!

L'*infaillibilisme* de Fénelon lui est-il aujourd'hui un titre de gloire? Il faudrait oublier pour l'affirmer, que cet infaillibilisme a été combattu même par un Bissy, qui ne pouvait se résigner à transformer les faits dits dogmatiques en véritables dogmes, ni à exiger pour eux une véritable foi surnaturelle. Selon Fénelon, les *proxima fidei* et la foi étaient sur le même pied, et le pape était infaillible sur toute la ligne; ce qui ne l'empêchait pas lui, Fénelon, de conserver ses opinions malgré le pape et d'écrire en toutes lettres : « On a toléré et laissé triompher l'indigne doctrine de M. de Meaux . . .; celui qui errait a prévalu, celui qui était exempt d'erreur a été écrasé ». Touchante soumission!

En outre, faire de Fénelon un « démocrate » sous prétexte qu'il était sympathique aux misères du peuple et qu'il aurait voulu que le roi ne pût pas déclarer la guerre sans le consentement de la nation (p. 134), c'est par trop le mettre en contradiction avec lui-même : car comment soutenir logiquement que c'est à la nation qu'il appartient de se gouverner et de se sauver elle-même, quand on prétend que ce n'est pas à l'Eglise, mais au pape, qu'il appartient de gouverner l'Eglise? M. Cagnac reproche à Bossuet d'avoir traité Fénelon de « parfait hypocrite » (p. 117); le qualificatif est raide en effet, mais il n'est pas effacé.

M. Cagnac trouve que Fénelon aurait été un excellent ministre d'Etat, et, pour légitimer son dire, il cite quantité de belles maximes tombées de la plume facile de Fénelon. Mais,

hélas! il y a loin de la phrase à l'action, lorsque le caractère est personnel, ambitieux, impérieux et, malgré les airs polis du gentilhomme et du grand seigneur, obstiné et opiniâtre. Il est permis de penser que le fils du comte Pons de Salignac de la Mothe-Fénelon et de Louise de la Cropte de Saint-Abre eût été plus hautain et plus tyrannique que sage.

M. Cagnac le représente comme un pédagogue parfait, mais en lui attribuant trop aisément les sages maximes de Mme de Maintenon. L'argument n'est pas péremptoire.

Bref, la partie la plus intéressante de ce volume est celle où Fénelon fait lui-même son propre portrait (p. 391-399), et où M. Cagnac le décrit d'après des extraits de sa Correspondance (ch. X).

Pour moi, s'il m'était permis d'exprimer un regret, je dirais que c'eût été un bonheur pour Fénelon et surtout pour nous, s'il se fût contenté d'être un modeste oratorien comme Malebranche, et si, dans sa solitude, il eût écrit des méditations métaphysiques sur l'Etre divin et sur l'Univers. Au lieu d'un Traité incomplet de l'existence de Dieu, nous aurions peut-être toute une Théodicée, profonde et supérieurement écrite.

E. MICHAUD.

H. CARRÉ : **Le règne de Louis XV (1715-1774).** Paris, Hachette, in-8°, 428 p., 1909, 6 fr.

Ce volume est le VIIIe de l'*Histoire de France* publiée sous la direction de M. E. Lavisse. C'est un plaisir de le lire attentivement, même quand on en connaît déjà la substance. Lorsqu'on n'a pas à découvrir les choses, on peut encore les classer, les grouper, les apprécier, les faire ressortir par des formes nouvelles; et c'est ce que fait le savant professeur de Poitiers. Son ton sérieux et élevé avec des personnages qui manquent de sérieux et d'élévation, son objectivité, sa parfaite sincérité, qui ne dissimule rien, donnent à son livre un grand attrait.

Certes, en suivant attentivement ses récits, on est bien réellement dans les choses et dans l'esprit du XVIIIe siècle; et cependant, malgré les divergences considérables qui caractérisent ce siècle et le nôtre, on est frappé, d'autre part, par de

tels rapprochements, que la lecture redouble d'intérêt à mesure qu'on avance dans l'analyse des mœurs et des points de vue.

Le premier rapprochement qui s'impose est l'union, toujours la même quant au fond, entre la politique et la religion. Même en nos jours de prétendue séparation où Rome est plus que jamais maîtresse des églises, des communes, des administrations, l'union dans les esprits persiste comme atavisme gouvernemental. Au XVIIIe siècle, l'union de la politique et de la religion (au lieu de *religion,* disons plutôt *Eglise romaine)* est manifeste dans le premier ministre et cardinal Dubois, qui se sert des jésuites pour arriver à ses fins, manifeste aussi dans le ministère de Fleury, manifeste également en Louis XV, qui tient plus à « son » clergé qu'aux Parlements et qui ne craint pas de pratiquer la politique des billets de confession. « L'antique confusion de l'Eglise et de l'Etat, et la question très vieille aussi des relations de la Couronne avec Rome, étaient, dit M. Carré, des causes permanentes de conflits. Le Parlement contestait à l'Eglise toute participation à la puissance publique et défendait contre la papauté l'indépendance de la Couronne. Lorsque le Parlement se trouvait aux prises avec l'Eglise de France et avec Rome, le roi se trouvait embarrassé. Il aimait son clergé, parce qu'il le savait fidèle *et parcequ'il recevait de lui des subsides* . . . Louis XV révéla sa faiblesse par une perpétuelle alternative de rigueurs et de pardons. Aussi le Parlement s'enhardissait de plus en plus. Or, le Parlement, tout en défendant, contre la Couronne même, les droits de la Couronne dans sa lutte avec les ultramontains, produisait les siens, vieux, obscurs, toujours contestés. Il se donnait l'air d'un protecteur de la nation contre l'arbitraire royauté; la nation l'applaudissait et elle espérait en lui » (p. 244).

Un second rapprochement est l'hostilité du gouvernement contre tout ce qui n'est pas Rome. Chose étrange, plus le gouvernement est contrecarré par Rome, plus il ménage l'époux qui le frappe. Pour faire plaisir à Rome, est rédigée la déclaration de 1724 contre les protestants; c'est contre ceux-ci une véritable persécution; bannissement à perpétuité, confiscation des biens, rien ne leur est épargné; ils sont de nouveau écartés des fonctions publiques (p. 85). C'est surtout dans les diocèses de Nîmes et d'Uzès, et en Dauphiné, que sévit le dévot Louis XV! Les Etats généraux de Hollande réclament en faveur de leurs

coreligionnaires; la Suède et la Prusse offrent un refuge aux protestants français, et l'émigration recommence.

Les jansénistes ne furent pas mieux traités. « Du côté des jansénistes, se trouvaient des prélats de mœurs pures et de grande charité, Noailles, de Verthamon, évêque de Pamiers, de Bezons, évêque de Carcassonne, Soanen, évêque de Senez. La cause de l'autre camp a été compromise par de Tencin, archevêque d'Embrun, l'ancien homme de confiance de Dubois auprès de qui l'avait poussé sa sœur, qui était de l'entourage du Régent. D'Argenson accuse Tencin d'inceste et de simonie . . . En 1726, Tencin dénonça l'évêque de Senez à l'assemblée du clergé. Le roi autorisa l'archevêque à convoquer un concile provincial à Embrun, pour juger Soanen. L'évêque fit signifier au concile ses récusations contre Tencin le simoniaque. Le concile ne l'en déclara pas moins coupable, en 1727, et le suspendit de ses fonctions. Sur l'appel qu'il fit au futur concile général, Soanen fut exilé par lettre de cachet à l'abbaye de la Chaise-Dieu, où il devait mourir en 1740. Le retentissement de ces événements fut énorme. Tandis que les Constitutionnaires comparaient le concile d'Embrun à l'exposition du st. sacrement (le mot était de Tencin), les jansénistes le qualifiaient de brigandage. Pour la masse du public, Soanen était un martyr. Douze évêques, dont Noailles, adressèrent au roi une lettre de protestation. Cinquante avocats de Paris signèrent une consultation concluant à la nullité des opérations du concile. Des estampes montraient Soanen, la tête entourée d'un rayon de gloire, et ses persécuteurs assis sur les genoux des jésuites . . . Tout Paris passe au jansénisme : magistrats, professeurs, bourgeois, menu peuple, femmes et petits enfants. On insultait les Constitutionnaires; on déclamait contre les papes. L'archevêque Noailles fit subitement défection . . . Après qu'il eut perdu ses chefs religieux, le jansénisme ne s'avoua pas vaincu; il devint presque exclusivement laïque et s'exaspéra. Des Parisiens insultèrent Noailles par ce placard : Cent mille écus à qui retrouvera l'honneur de l'archevêque. Noailles étant mort (4 avril 1729), on composa cette épitaphe :

Ci-gît Louis Cahin-Caha
Qui dévotement appela,
De oui, de non s'entortilla,
Puis dit ceci, puis dit cela,
Perdit la tête et s'en alla.

Troisième rapprochement. Alors comme aujourd'hui, l'incrédulité profita des divisions entre les partis religieux, jansénistes et jésuites, et aussi entre les Parlements et la Cour. Même dans leurs toilettes, les dames affichaient leur dévotion. Les unes portaient des paniers jansénistes, les autres des paniers molinistes : ceux-là, qu'on appelait des considérations, n'étaient que de courts jupons, doublés de crin et piqués; ceux-ci, de libre allure, donnaient plus de majesté aux femmes grandes, amincissaient les grosses, grossissaient les minces (p. 75). Il n'y eut pas jusqu'aux miracles jansénistes de Saint-Médard qui ne rendirent jaloux les molinistes, et ceux-ci eurent leur saint en la personne du Père Gourdan, mais chose étonnante, le bon Père, auquel la Vierge était cependant apparue, n'eut aucun succès. Il fut même raillé, ainsi que son confrère, le Père Girard, dans l'affaire Cadière en Provence (1731). Cette jeune extatique, qui portait les stigmates du Christ, accusa le Père de l'avoir séduite! Procès. Le public prend parti surtout contre le jésuite, qui est brûlé en effigie. La Cadière passe pour une héroïne. On vend des meubles, des habits, des tabatières, des éventails à la Cadière, et on chante des chansons contre le Père Girard. La même année, les Parisiens s'amusent à voir jouer au théâtre des marionnettes le *Malade par complaisance,* où est ridiculisé Languet, évêque de Soissons, qui vient de raconter les conversations avec Jésus de Marie Alacoque, morte en 1690 au couvent de la Visitation à Paray-le-Monial. « Les œufs à la coque s'appelèrent désormais les « œufs à la Soissons », et Marie Alacoque « la Mère aux œufs ». Un jésuite, à son tour, fit jouer *la Femme docteur* aux dépens des doctrines jansénistes sur la grâce. Toutes les manifestations religieuses étaient ainsi ridiculisées. Aussi l'incrédulité fit-elle des progrès énormes à la cour et dans le beau monde. L'avocat Barbier, bourgeois modéré, en prit aussi occasion pour étendre ses suspicions sur tous les miracles, sur ceux du passé comme sur ceux du présent (p. 116).

D'Argenson disait : « La perte de la religion ne doit pas être attribuée à la philosopbie anglaise, qui n'a gagné à Paris qu'une centaine de philosophes, mais à la haine contre les prêtres, qui va au dernier excès. A peine osent-ils se montrer dans les rues sans être hués. Les esprits se tournent au mécontentement et à la désobéissance, *et tout chemine à une*

grande révolution dans la religion et dans le gouvernement. La réforme de la religion sera bien autre chose que cette réforme grossière, mêlée de superstition et de liberté, qui nous arriva d'Allemagne au XVIe siècle . . . Comme notre nation et notre siècle sont bien autrement éclairés, on ira jusqu'où l'on doit aller, on bannira tout prêtre, toute révélation, tout mystère... On n'ose plus parler pour le clergé dans les bonnes compagnies . . . La haine contre le sacerdoce et l'épiscopat est portée au dernier excès. » Ces griefs étaient formulés en 1753 (p. 238).

Dès 1721, lorsque Dubois fut fait cardinal par le nouveau pape Innocent XIII (en grande partie à la prière du roi George d'Angleterre), Paris s'amusa et chanta :

Que chacun se réjouisse!
Admirons Sa Sainteté
Qui transforme en écrevisse
Ce vilain crapaud crotté.
Après un si beau miracle,
Son Infaillibilité
Ne doit plus trouver d'obstacle
Dans aucune Faculté.

Et lorsque Dubois mourut, le public ne fut pas moins impitoyable. Ayant appris que le médecin La Peyronie avait diagnostiqué un abcès dans la vessie, on chanta des couplets grossiers :

Monsieur de La Peyronie
Visitant le Cardinal,
Dit : C'est à la vessie
Que Son Eminence a mal! . . .

Le cardinal Fleury ne fut pas plus respecté.

Bref, en voyant tous ces mélanges antinaturels de fausse religion et de mauvaise politique, mélanges dont le bon sens français riait, mais que le mauvais sens non moins français maintenait, alors comme aujourd'hui, on peut aisément se convaincre de tout le mal que la papauté a fait à la France, à sa conscience religieuse et aussi — il faut le dire hautement — à sa vie politique et nationale. Certes il n'y a pas de Dubois, ni de Fleury, ni de Tencin, ni de Rohan, dans l'épiscopat français actuel, mais cela ne l'empêche pas d'être plus politique et plus ultramontain que religieux; en cela, il est à son insu victime du milieu et de la tradition; sa brillante lutte contre la politique (en réalité cléricale) de M. Briand, le grise

et l'excite, et il faut redire avec d'Argenson que « tout chemine à une grande révolution dans la religion ». Loin d'être terminée, cette révolution ne fait heureusement que commencer. Je dis « heureusement », parce qu'elle est *nécessaire* pour le salut de la religion et de la France. L'abcès qui doit crever est autrement grave que celui du cardinal Dubois.

E. MICHAUD.

EM. CAUDERLIER : **L'Eglise infaillible devant la science et l'histoire.** Paris, Nourry, in-12, 85 p., 1910.

L'auteur dit tantôt « l'Eglise *romaine* », tantôt « *l'Eglise* » simplement et en général. Est-ce la même Eglise à ses yeux? Je le crains, car en France la confusion est reçue, même chez les écrivains qui passent pour perspicaces. Pour nous, anciens-catholiques, la différence est fondamentale : il est notoire que la papauté n'est pas l'Eglise; qu'il y a des Eglises qui sont en dehors de la papauté et par conséquent aussi de l'Eglise romaine; que ces Eglises indépendantes de Rome, qui ont une histoire à part, une administration à part, des croyances et une théologie à part, ne peuvent pas être incriminées parce que l'Eglise romaine mérite de l'être. De fait, M. Cauderlier cite les papes qu'il croit coupables, les décisions des congrégations, les théologiens romanistes. C'est donc bien à l'Eglise romaine qu'il en veut. Je relève cette distinction pour montrer combien le titre de son volume est malheureux, étant plus général que les arguments.

Il répondra sans doute que c'est l'Eglise chrétienne, toute entière, qui a enseigné et qui enseigne le caractère sacré de la Bible; qui admet par conséquent comme révélées par Dieu toutes les légendes chaldéennes et autres qui la remplissent de la première page à la dernière; que c'est l'Eglise entière qui enseigne l'universalité du déluge, et le péché originel à la façon d'Augustin, et la rédemption à la façon des Pères, dans le sens d'un Dieu condamnant à la mort son propre Fils pour satisfaire sa justice offensée; etc.

Sans aucun doute, il y a dans toutes les Eglises particulières des théologiens qui enseignent ces choses à la lettre et dans des sens manifestement erronés. Et cela est déplorable. Et si l'auteur s'était borné à leur faire leur procès, à montrer

tous les vices de leur enseignement, il aurait eu mille fois raison. Mais il doit savoir, à n'en pas douter, qu'il y a toujours eu, dans toutes les Eglises, des hommes de raison qui ont toujours mis la raison en avant, qui ont fait dans la Bible la part des enseignements religieux et du reste, et qui ont condamné le littéralisme absolu, faisant appel au symbolisme d'après les usages orientaux, et écartant les sens erronés des formules dites dogmatiques. Dira-t-on que ces hommes de raison ne comptent pas; que ce sont les autres qui sont toute l'Eglise, l'Eglise universelle de tous les temps? La confusion est manifeste.

A la page 80, l'auteur dit que « toutes les religions issues du christianisme en arriveront à ne conserver dans le christianisme que *les purs enseignements du Christ* ». Ce sont, en effet, les seuls enseignements du Christ qui constituent les dogmes chrétiens, et c'est bien à eux qu'il faut revenir. Bon gré mal gré, il faut que les Eglises particulières en prennent leur parti : elles ont dévié dans leur théologie, elles ont mal interprété certains dogmes, elles ont dénaturé et forcé le caractère saint des Ecritures en l'étendant à ce qui n'était pas saint, elles ont commis erreurs sur erreurs non seulement au sujet du péché originel, du déluge, etc., mais de presque tous les dogmes. C'est sur ces erreurs que l'auteur s'appuie pour attaquer l'infaillibilité de l'Eglise. L'Eglise, la vraie, considérée dans son universalité, dans ses fidèles non moins que dans sa hiérarchie, n'est certes pas aussi coupable que l'auteur le croit; car l'Eglise ainsi considérée a fait peu de choses; elle a rendu d'éminents services, elle a conservé le dépôt divin, pendant que des théologiens ignorants, étroits, coupables, enseignaient leurs systèmes à eux et compromettaient *l'Eglise*. Mais l'Eglise est toujours là; les papes passeront, et l'Eglise restera. Oui, revenons aux « purs enseignements du Christ ».

L'auteur est très intéressant et très sérieux dans ses attaques contre Rome. Il en déjoue très nettement les hypocrites procédés, par exemple, lorsqu'il signale les quatre modes différents d'exposer les mêmes thèmes (p. 67-71). Il y a le mode universitaire, le mode demi-scientifique, le mode pour les écoles secondaires, le mode pour les écoles primaires. C'est l'art, nuancé selon toutes les classes d'imbéciles, de jeter de la poudre aux yeux et de duper le public. Et les théologiens qui

pratiquent ces mensonges, crient à la galerie avec Léon XIII : « La première loi de l'histoire est de ne pas oser mentir, la seconde de ne pas craindre de dire vrai ! » O comédie humaine !... Oui, lisez ce livre ; il vous fera tomber les écailles des yeux, si vous en avez. Mais comprenez-le bien. E. M.

Lic. K. Dunkmann: **Der historische Jesus, der mythologische Christus und Jesus der Christ.** Leipzig 1910. 96 S. Mk. 1. 80.

Die Schrift soll „ein kritischer Gang durch die moderne Jesusforschung" sein. Diese Kritik wird mit gründlicher Beherrschung des Gegenstandes nicht nur dogmatisch-historisch, sondern auch philosophisch-erkenntnismässig vollzogen. Besonders aktuell ist die ausführliche Behandlung der so schnell berühmt gewordenen „Christusmythe" von A. Drews (S. 50 ff.), deren ganze Unhaltbarkeit erwiesen wird. Das Ergebnis lautet: Die Person Jesu steht mitten in der Geschichte, darum entzieht sie sich nicht der geschichtlichen Beurteilung: „Sie ist zwar Glaubensgrund, doch nicht als historische Persönlichkeit, sondern als der Erhöhte, der den Geist gibt." Der Erhöhte aber gehört als „der Christ" der gläubigen Gemeinde.

G. M.

P. Chr. Elsenhans: **Lesegottesdienste für die Hand des Predigers.** Stuttgart 1909, Max Kielmann. 387 S. Mk. 6.

In dem vorliegenden Buche ist die Absicht zur Ausführung gekommen, das Beste an Predigten verschiedener Verfasser zusammenzustellen, damit der Prediger die eine oder andere derselben bei bestimmten Gelegenheiten statt der eigenen vorgetragenen Predigt *vorlesen* kann. Der Gedanke ist schon an sich ein guter: Die Gemeinde, die vielleicht Jahr für Jahr denselben Geistlichen hört, bekommt auf diese Weise etwas individuell ganz anders Geartetes zu hören, wie es die Festpredigten (S. 245 ff.) darbieten, oder es sind sachlich Themata, denen der eigene Prediger fernsteht, wie die im 1. Teil behandelten Stoffe: Mission, die Fürsorge für die Gefangenen, die Jugend, die Auswanderer, Soldaten, Krüppel, Geisteskranke u. a. Ausserdem sind in den „Katechismus-

predigten“ Dinge behandelt, denen der Prediger bisher vielleicht grundsätzlich ausgewichen ist, an denen er aber doch und mit ihm die zuhörende Gemeinde Gefallen findet, wenn sie als Meisterstücke ihr vorgelesen werden. Ein weiterer Grund aber für die Berechtigung dieser Lesepredigten ist der, dass sie dem Prediger in arbeitsreicher, mit Reden überhasteter Zeit sein Amt erleichtern helfen, selbstverständlich nur hin und wieder und nach vorheriger Durcharbeitung ihres Inhalts. Keine Gemeinde, die ihren Geistlichen in seiner Pflichttreue kennt, wird ihm die zeitweilige Lesung einer fremden Predigt verübeln. Möge der Herausgeber bei guter Aufnahme dieses Bandes noch weitere folgen lassen. G. M.

Johann Fischer: **Die Propheten Obadja, Joel, Amos, Hosea nach dem hebräischen Urtext präpariert und übersetzt.** Regensburg 1909. 283 S. Mk. 4. 80.

Die Arbeit verdient das Prädikat vorzüglich. Sie hebt sich weit über den Rahmen landläufiger Präparationen und nötigt uns alle Achtung vor dem sprachlichen Wissen des Verfassers ab. Er will, wie die einleitende Widmung besagt, jungen Theologen nicht nur eine *gründliche* Kenntnis der hebräischen Sprache vermitteln, sondern vor allem ihnen an diesem Idiom *Freude* bereiten, so dass sie gerade bei den behandelten Propheten nach Überwindung der grössten Schwierigkeiten in „ein neues Land voll Schönheit und Herrlichkeit“ schauen. Zuerst wird eine Zeitgeschichte gegeben und dann der hebräische Text Wort für Wort auf das genaueste erklärt in allen Formen, Suffixen und Präfixen mit steter Rücksicht auf Emendationen u. a. Ein Lexikon wird auf diese Weise überflüssig, aber der Verfasser verlangt bei der von ihm geschaffenen Erleichterung eine energische Mitarbeit: Alles soll so durchgearbeitet und dem Gedächtnis eingeprägt werden, dass man zuletzt den hebräischen Text vollkommen beherrscht. Am Schlusse ist dann eine zusammenhängende freiere Übersetzung mit kurzen Erläuterungen beigefügt. Wir ermuntern den gelehrten Verfasser, seine Absicht, weitere derartige Arbeiten herauszugeben, auszuführen. G. M.

Johannes FREY, Mag. theol.: **Der slavische Josephusbericht über die urchristliche Geschichte.** Dorpat 1909. 281 S. Mk. 5.

Die höchst interessante Abhandlung gibt zuerst eine Übersetzung der in den slavischen Josephus (Bellum judaicum) eingeschobenen Stellen und untersucht dann kritisch auf das eingehendste die Einzelheiten, ihre Stellung zum echten Josephustext und ihren Wert für unsere aus den Evangelien geschöpfte Kenntnis vom Täufer und von Christus. Das Ergebnis der Untersuchung sieht in dem Verfasser der Interpolationen einen nicht in Jerusalem wohnenden vielleicht syrischen Juden, der wie ein anderer Nikodemus auf der Grenze zwischen Judentum und Christentum steht. Als Verfassungszeit werden die Jahre zwischen 80 und 100 nach Christus angenommen. Der slavischen Übersetzung liegt nicht die von Josephus selbst veranstaltete Originalausgabe des bellum judaicum, sondern eine unabhängig davon entstandene griechische Übersetzung zugrunde. G. M.

L. S. FUGAIRON et S. G. J. BRICAUD: **Exposition de la religion chrétienne moderne scientifique et philosophique,** 2e édition. Paris, Chacornac, in-32, 384 p., 1910, 2 fr. 50.

L'ancienne Gnose a joué dans beaucoup de milieux chrétiens d'Egypte, de Syrie et d'ailleurs, un rôle considérable, et, bien que finalement condamnée en bloc par nombre de théologiens, elle a réussi cependant à glisser dans plusieurs écoles théologiques des opinions qui se sont maintenues et dont nous ne sommes pas encore débarrassés. C'est ainsi en partie que la théologie chrétienne a été compromise.

De nouveaux Gnostiques ont jugé à propos de s'organiser en Eglise avec un évêque-primat. Malheureusement, au lieu de chercher à détruire les fantaisies de l'ancienne Gnose et de les remplacer par les lumières de la science actuelle, ils semblent vouloir plutôt les compléter et les compliquer par un arbitraire plus puéril encore. Il est impossible de discuter les assertions sans preuves qu'on étale devant nous et qui n'ont que le mérite de la naïveté, si c'en est un. Dans un langage qui n'est pas

toujours clair et qui affecte même d'être singulier et bizarre, on nous dit que Jésus est un esprit descendu du ciel circum-terrestre, incarné sur la terre comme *alter-ego* du Christ universel : *car,* dans chaque planète où se trouve une humanité déchue, il y a un alter-ego du Christ universel qui est le Christ de cette planète (p. 157)! Nous ne pouvons qu'admirer une telle science ; elle nous échappe et nous nous récusons. Nous préférons les paroles pures et simples du Christ de nos Evangiles.

E. M.

Georg GROMER, Dr. theol.: **Die Laienbeicht im Mittelalter.** Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. München 1909 (Lentnersche Buchhandlung). VIII und 95 S. Mk. 2. 40.

Schon im christlichen Altertum finden wir Spuren der Sitte, einem Laien ein Bekenntnis aller unrechten Gedanken und Taten abzulegen. Indessen weist der Verfasser der vorliegenden Studie einen innern Zusammenhang dieser Gewohnheit mit der Laienbeicht, wie sie im Mittelalter in Übung stand, ab. Er beschränkt sich daher auf diese Periode und schildert in lebhafter und anschaulicher Darstellung Entstehen, Fortentwicklung, Höhepunkt, allmähliches Niedergehen und schliessliches Verschwinden dieser interessanten Erscheinung. Demnach gliedert sich das Buch in vier Hauptabschnitte: I. Die Anfänge der Laienbeicht; II. Blütezeit der Laienbeicht in Praxis und Theorie; III. Erste Spuren des Verfalles der Laienbeicht in der Theorie — gleichzeitige Fortdauer in der Praxis; IV. Endgültiger Verfall der Laienbeicht. Der Inhalt des Buches lässt sich ungefähr in folgende Worte zusammenfassen: Die mittelalterliche Laienbeicht ist aus der historischen Entwicklung der Busse herausgewachsen. Nachdem im 10. Jahrhundert die Bussbücherpraxis ihrem Verfall entgegengegangen war, musste an Stelle der schweren Bussen, denen im früheren Mittelalter das Hauptgewicht bei der Nachlassung der Sünden zugewiesen war, ein Ersatz treten. Dieser fand sich in der schon früher üblichen Beichte, aber mit dem Unterschiede, dass sie jetzt nicht mehr so fast dazu diente, dem Priester zu zeigen, welche Busse er auflegen sollte, sondern allein für sich sündentilgend wirkte, insofern sie ein Teil der Satisfaktion war und durch das Erröten, die Beschämung, die sie bewirkte, den grössten Teil der Busse

ausmachte. Diese Theorie wird zuerst klar vertreten in der pseudoaugustinischen Schrift de vera et falsa pœnitentia. Da nun dieses Erröten die Beicht unumgänglich notwendig machte, war es begreiflich, dass man im Notfalle zu dem, der anwesend war, wenn es auch ein Laie war, seine Zuflucht nahm, da auch dadurch die Beschämung zum Ausdruck kam. So entstand im Anfang des 11. Jahrhunderts die Sitte, in Ermangelung eines Priesters einem Laien zu beichten. Erst nachdem diese Gewohnheit in der Praxis schon Jahrzehnte bestanden hatte, folgte ihre Theorie, zuerst in der eben genannten Schrift. Die Frage bezüglich des Verhältnisses dieser Beicht zur sakramentalen Absolution wurde zunächst nicht erörtert, weil in dieser ersten Zeit die Sündentilgung überhaupt nicht von der Absolution abhängig gedacht wurde. Erst Albert d. G. diskutierte eingehend über diese Frage und sprach der Laienbeicht einen sakramentalen Charakter zu, während Thomas von Aquin sich vorsichtiger ausdrückte und die Laienbeicht quodammodo sacramentalis nannte mit dem Hinweis auf die dabei zutage tretende Beschämung. Doch gleichzeitig wurde die Theorie in andere Bahnen gelenkt durch die Franziskanerschule. Alexander von Hales und Bonaventura nahmen bei ihrer Unterscheidung der Beicht als eines Werkes der Tugend und des Sakramentes für die Laienbeicht nur ersteres in Anspruch, schlossen dagegen letzteres davon aus. Skotus endlich bezeichnete die Laienbeicht wegen der damit verbundenen Diffamierung des Beichtenden möglicherweise als schädlich. Während nun die *Praxis* der Beichte vor Laien ungeschwächt fortdauerte, ging die ablehnende Beurteilung derselben durch die Franziskaner in die *theoretischen* Schriften auch der übrigen Ordens- und der Weltgeistlichen über. Die gegen die reformatorische Ansicht von der Gleichberechtigung der Beichte und Absolution vor und durch Laien mit der priesterlichen gerichteten Entscheidungen beschleunigten den Verfall, bis die kirchliche Praxis der Laienbeicht gegen Ende des 17. Jahrhunderts vollständig in theoretischen Schriften verworfen wurde und allmählich auch in der Praxis gänzlich verschwand (cf. S. 86 ff.). D.

M. GUOGUEL : **L'eucharistie, des origines à Justin Martyr,** 1 vol. in-8°, 338 p., 1910, 10 fr. — **Les sources du récit johannique de la Passion,** in-8°, 112 p., 1910, 3 fr. Paris, Fischbacher.

L'auteur est un érudit, qui se sert de son érudition plutôt pour compliquer les questions que pour les simplifier et les résoudre. Au lieu d'aller directement au centre de la difficulté et de séparer l'élément principal des quelques éléments secondaires qui l'entourent et l'obscurcissent, il mêle le tout, discute à perte de vue les textes et les versions, noie l'idée fondamentale dans des questioncules sans importance, et finalement termine par des conclusions qui ne concluent pas. C'est dommage : parce que l'auteur a le sentiment de la méthode; il essaie certainement d'en mettre dans l'enchaînement de ses chapitres; mais les arbres empêchent de voir la forêt, les détails et les minuties qui pourraient peut-être intéresser quelques spécialistes, détournent le grand public et fatiguent sans instruire. Ce qui fatigue, ce n'est pas seulement l'accumulation des distinctions dont on ne voit pas la portée, c'est plus encore l'incertitude et le vague des réponses qui sont faites aux questions soulevées. Les conjectures remplacent les preuves. Il termine, par exemple, le chapitre sur la fraction du pain dans l'Eglise primitive, par la considération suivante (p. 133) :

« La conclusion à laquelle nous aboutissons, c'est que la fraction du pain n'a *probablement* (?) eu à l'origine aucun rapport avec le souvenir du Christ; elle ne devait (?) pas être autre chose que le repas fraternel qui groupait autour d'une même table les divers membres de la communauté. Peu à peu, au moment où l'on commença (?) à méditer sur la mort du Christ et à se rémémorer sa passion, et peut-être (?) sous l'influence d'apparitions (?) du Ressuscité qui s'étaient produites quand les fidèles étaient à table, on se mit à considérer le repas qui assemblait les croyants comme une suite ou comme une reproduction des repas de Jésus, du dernier en particulier. De là à penser que Jésus était mystérieusement présent au milieu de ses disciples et que ce repas était un moyen de s'unir à lui, il n'y avait qu'un pas, et ce pas, la foi n'hésita pas à le franchir. »

Lorsqu'on a tant d'incertitudes dans la pensée, ne serait-il pas plus sage d'essayer d'abord de les dissiper avant d'en saisir

les lecteurs? L'auteur, à propos du récit johannique de la Passion, dit (p. 7) : « Quelques lecteurs estimeront que nous avons formulé nos conclusions avec plus de précision qu'il n'aurait fallu. Nous ne nous dissimulons pas ce qu'elles conservent parfois d'incertain. Nous tenons à faire observer que le seul fait de formuler des hypothèses, comme celles que nous proposons pour expliquer le récit johannique de la passion, oblige parfois à leur donner une forme plus arrêtée que celle qu'elles avaient dans l'esprit. On s'étonnera peut-être de ne pas trouver à la fin de notre étude un tableau traduisant ses résultats d'une manière sensible et indiquant comment on peut concevoir la genèse du récit johannique de la passion. Notre intention était d'abord de tenter de donner un tel tableau. Mais, à bien examiner les choses, il nous a semblé qu'une telle tentative serait *prématurée* et qu'il fallait pour le moment se borner à envisager chaque élément du récit en particulier. » E. M.

Ad. Harnack: **Entstehung und Entwickelung der Kirchenverfassung und des Kirchenrechts in den zwei ersten Jahrhunderten.** Leipzig 1910. 252 S. Mk. 6. 60. Geb. Mk. 7. 50.

Das Buch ist ein erweiterter Abdruck des entsprechenden Artikels in der Protestantischen Realenzyklopädie, wird aber dadurch aktuell, dass ihm im 2. Teil eine Darstellung und Kritik von R. Sohms „Wesen und Ursprung des Katholizismus“ beigefügt ist. Harnack geht mit seiner bekannten gründlichen Kenntnis der urchristlichen Literatur und Geschichte den Spuren nach, welche die Entwicklung des Kirchenrechts und der Kirchenverfassung in den beiden ersten Jahrhunderten erkennen lassen. Das Ergebnis lautet, dass das grundlegende und fortwirkende Element in der Verfassung bezw. dem Kirchenrecht „der Gedanke des verwirklichten Volkes Gottes“ war, der in dualistischer Weise eine pneumatische (charismatische) und theokratische Richtung nahm, wobei auf der einen Seite die früheren jüdischen, auf der anderen die heidnisch-politischen und religiösen Einrichtungen automatisch aufgenommen wurden, ohne dass die Gemeinden dies direkt bezweckten. Diese am Ende des 2. Jahrhunderts vorhandene Entwicklung zum sog. Katholizismus ist nach Harnack eine *Notwendigkeit.*

Dagegen hat Sohm in obiger Abhandlung die Ansicht vertreten, dass die rechtliche Entwicklung in der Verfassung und in sonstigem „Recht“ ein *Abfall* vom Wesen der Urkirche und der Kirche überhaupt sei. Harnack bestreitet, dass man von Abfall reden dürfe, wo die äussere Ordnung auch des Pneumatischen und des Gottesreiches als einer idealen Grösse sich als eine zwingende Notwendigkeit zur Erhaltung ergibt, dass man aber dann von einem solchen Abfall von der Idee sprechen muss, „wenn man Mittel und Zweck einfach identifiziert oder gar das Mittel an die Stelle des Zweckes setzt“.

Sowohl die Abhandlung Harnacks als diejenige Sohms beanspruchen gerade für die altkatholische Kirche das grösste Interesse. Bildet doch die Entwicklung der Kirchenverfassung, wie sie in der römischen Kirche weiterhin niemals ohne Entrechtung des bereits bestehenden Rechtes, „daher auch niemals ohne Fiktionen, um diese Entrechtungen zu verschleiern“ (S. 119), sich durchgesetzt hat, einen der Hauptgründe, welche die altkatholische Kirchenbildung auf die Grundformen zurückgehen liess. Wir müssen es nur bedauern, dass Harnack, wie wir das auch früher bei Besprechung seiner Missionsgeschichte in den drei ersten Jahrhunderten getan haben, die diesbezügliche *altkatholische* Literatur scheinbar ganz unbeachtet lässt. In dem Literaturverzeichnis hätte neben Hinschius zum mindesten Fr. v. Schulte und neben den geschichtlichen Werken wenigstens Langen mit seiner Geschichte der römischen Kirche genannt werden müssen. G. M.

Dr. Gustav Häussler: **Schopenhauers und Nietzsches Pessimismus.** Darstellung und Kritik. Halle a. S. 1910. 39 S.

Das aus beifällig aufgenommenen Vorträgen entstandene Büchlein macht uns zunächt mit den Grundanschauungen der beiden Philosophen bekannt, und zwar möglichst durch Zitate aus ihren Werken. Daran schliesst sich eine Kritik, die beachtenswerte Fingerzeige für eine ruhige Prüfung und Wertung gibt. Solche Erwägungen sind durchaus nötig; denn sowohl der Klassiker des Pessimismus als der gewaltige Bejaher des Lebens verfügen über eine aussergewöhnlich hinreissende Sprache, und es ist nicht zu verwundern, dass sie in den vom antichristlichen Zeitgeist angefressenen Gemütern eine nur zu

bereitwillige Aufnahme fanden. Wer als Christ die Schrift liest, wird von neuem inne werden, wo der wahre Übermensch und das Ziel alles Strebens zu suchen sind. D.

Gerh. HILBERT: **Nietzsches Herrenmoral und die Moral des Christentums.** Leipzig 1910. 54 S. 80 Pf.

Aus Nietzsches System untersucht diese mit grosser Wärme und Sachkenntnis geschriebene Monographie eine der hervorstechendsten Lehren, die „Herrenmoral", und erweist ihre Nichtigkeit und Unhaltbarkeit in Vergleich mit der christlichen Lehre. Das Endergebnis lautet: Der Gedanke des Übermenschen, der nicht einmal Nietzsches originale Erfindung ist, bedeutet das blosse Negativ des christlichen Ideals vom Gotteskind. Seine Moral führt nicht ins Übermenschliche, sondern ins Untermenschliche, sie zerstört, anstatt höher zu sein wie die des Christentums, jegliche Moral. Der höchste Mensch, „der die Werte bestimmt und den Willen von Jahrtausenden lenkt", ist nicht Nietzsche-Zarathustra, sondern Jesus-Christus.

G. M.

Les Pères Apostoliques: Ignace d'Antioche et Polycarpe de Smyrne, avec Introduction par Aug. LELONG. Paris, A. Picard, in-12, 185 p., 1910.

Les deux illustres martyrs d'Antioche et de Smyrne sont connus. M. Lelong rappelle les principaux événements de leur vie, en distinguant ce qui paraît certain et ce qui n'est que légendaire. Il discute avec impartialité l'authencité des quelques épîtres que nous avons d'eux. Tout l'intérêt de ce volume est dans le texte même de ces écrits, texte grec et traduction française. Etudier attentivement ce texte est encore la meilleure manière de bien connaître la valeur, la portée et le rôle des deux Saints en question. Tous deux appartiennent à ce IIe siècle, si compliqué et encore si obscur, que l'on croyait connaître parce qu'on citait les noms de ses principaux personnages avec les titres de leurs ouvrages, mais qui, de fait, semble échapper de plus en plus à nos prises où plutôt à nos efforts, à mesure que nous cherchons à pénétrer son esprit et ses polémiques.

Autant Ignace et Polycarpe *martyrs* méritent notre respect et notre admiration, autant comme écrivains ils nous paraissent insuffisants. Lorsqu'on songe qu'on en a fait deux colonnes de l'Eglise du IIe siècle, on est quelque peu déçu en constatant la superficialité de leur théologie, et le manque de précision de leur langue. Mais ne leur demandons que ce qu'ils ont pu nous donner, et contentons-nous, sans vouloir forcer ni leurs pensées ni leurs expressions.

Ignace a été un caractère ardent. Comme tous les enthousiastes, il a été exalté et excessif. Bloc lui-même, il a pris toutes choses en bloc. Il ne faut chercher en lui ni les détails, ni les analyses claires et raisonnées. Le vague de sa doctrine nous prouve d'autant mieux combien, à son époque, la théologie chrétienne était encore modérée, timide, générale, osant à peine se distinguer du dogme, qui n'était lui-même que la reproduction des paroles du Christ. La manière dont Ignace parle de la divinité du Christ, de la trinité, de l'incarnation, de la rédemption, de l'eucharistie, de l'Eglise et de quelques autres points, montre en quoi consistait alors l'enseignement de ces vérités. Il n'y avait encore ni écoles, ni scolastique. On s'exprimait simplement.

Ignace distinguait Dieu et le Christ : Dieu, disait-il, s'est manifesté par le Christ, son fils. Le Christ n'était donc que la manifestation, l'envoyé, le représentant de Dieu. Tel était son point de départ. Mais vite il confondait le représentant et le représenté, et alors Jésus-Christ, lui aussi, était Dieu. Et Jésus-Christ étant Dieu, arrière toute conciliation avec le judéo-christianisme, dont Ignace a été un adversaire décidé; arrière aussi le docétisme! Loin de nier la réalité de l'humanité de Jésus-Christ, il fallait l'affirmer dans sa chair et dans son sang, et glorifier « le sang *de Dieu,* la chair *de Dieu*, les souffrances *de Dieu* ». Ignace, dans l'ardeur de sa foi et dans l'excès de son zèle, ne s'apercevait pas que son langage forcé le conduisait logiquement au monophysisme et le ramenait ainsi malgré lui à ce docétisme dont il prétendait être l'adversaire.

Très simple était sa trinité. Il la bornait à la formule du Christ, et la composait du Père et de l'Esprit, en mentionnant aussi le *Christ* ou le *Fils*. Il ne disait pas le Logos, bien que ce même Christ, qu'il appelait Fils de Dieu, lui apparaissait aussi comme le « Logos *sorti du silence* ». Etranges sont

ces dernières paroles. Le Christ avait parlé si divinement qu'il était appelé la Parole de Dieu; mais comment cette Parole était-elle sortie du silence? Ignace a-t-il voulu dire que ce que les prophètes avaient dit de Dieu jusque-là n'était que peu de chose, une sorte de silence, relativement à l'éclatante révélation du Christ? C'est possible; admettons-le pour ne pas apercevoir dans le langage d'Ignace une puérilité gnostique. Quoi qu'il en soit, la trinité d'Ignace était simplement Dieu ou le Père, le Christ son fils par excellence, et l'Esprit du Père, qui était aussi l'Esprit du Christ. Et cela, sans aucune subtilité.

Ignace n'a pas expliqué l'incarnation. Le Christ, fils de Dieu, était aussi fils de l'homme; en lui était le sang de David; sa mère était Marie, et il était né aussi de Dieu. Sa naissance était sainte. L'eucharistie était un remède contre la mort. Ignace ne dit pas qu'elle était la chair du Christ, mais que la chair du Christ était en elle. Impossible de faire sortir de ce texte la transsubstantiation future. La chair du Christ, étant réelle, était une réalité dans l'eucharistie, et les docètes avaient tort de la rejeter.

L'ecclésiologie d'Ignace était caractéristique. Pas de papauté, mais l'épiscopat. St. Pierre n'est pas nommé, mais St. Paul. L'idée dominante d'Ignace était l'unité de l'Eglise. Contre les divisions qui commençaient à déchirer le corps du Christ, il insistait sur la nécessité de l'unité. Cette unité consistait pour les fidèles à être unis à l'évêque et au presbytère, qui représentaient l'Eglise, comme l'Eglise représentait le Christ, qui représentait Dieu. Ignace, qui, même dans son épître aux Romains, ne prononce pas le nom de l'évêque de Rome et ne le salue pas, parle, dans toutes ses autres épîtres, de l'évêque, des presbytres et des diacres. Il donne ainsi à la hiérarchie un rôle important.

Polycarpe était beaucoup plus simple et plus tranquille qu'Ignace. Dans son épître aux Philippiens, il ne prononce pas le mot « évêque ». Il ne parle que des presbytres et des diacres, qui sont les uns et les autres les ministres de Dieu et non des hommes. Il ne les sépare pas. Il conjure les fidèles de repousser les fausses doctrines et de « revenir à l'enseignement qui nous a été donné *dès le commencement* », celui du Christ même. Toute cette épître n'est guère qu'un recueil de conseils moraux et religieux; elle n'a pas de caractère dogmatique. Polycarpe

mentionne plusieurs fois St. Paul, dont il cite plusieurs textes. C'est tout.

Telle était la simplicité primitive, lorsqu'il n'y avait dans l'Eglise qu'un seul chef, un seul maître, un seul pontife, le Christ. Dans ce temps-là on ne bataillait pas pour l'évêque de Rome, qui n'était qu'un évêque ordinaire, mais on mourait pour le Christ. E. M.

W. Knieschke: **Die Erlösungslehre des Koran.** 39. S.
Mag. theol. Carl Girgensohn: **Die geschichtliche Offenbarung.** 39 S.
D. G. Heinrici: **Paulus als Seelsorger.** 34 S.

Vorstehende Abhandlungen bilden Heft 11 und 12, V. Serie, und Heft 1, VI. Serie, der „Biblischen Zeit- und Streitfragen" (Gr. Lichterfelde-Berlin, Edw. Runge, à 50 Pf.).

Die mit grosser Sachkenntnis geschriebene Untersuchung von *Knieschke* will angesichts der Tatsache, dass der Islam sich ein bedenkliches Feld gegenüber der christlichen Mission namentlich in Afrika zu erobern beginnt, die Frage beantworten, ob der Islam gleich dem Christentum zu den „Erlösungsreligionen" zu rechnen sei. Wenn dies auch im allgemeinen zu verneinen ist, so kann man doch im *Koran* Spuren der Erlösungstheorie nachweisen, aber es ist vorzüglich die Erlösung vom letzten Gerichtstage, auf die sie hinauslaufen. Was der Mensch für diese Erlösung tun kann, liegt an ihm, nicht an Gott, der als der transzendente eine Versöhnung ausschliesst. Die Erlösung des Menschen ist darum eine Selbsterlösung, die vor allem durch die Erfüllung der 5 Hauptgebote bewirkt wird. —

Die Arbeit von *Girgensohn* ist eine tiefernste Auseinandersetzung mit der modernen dogmatisch-philosophischen Theologie nach ihren verschiedenen Richtungen. Was sie auszeichnet, ist vor allem Besonnenheit und trotz positiver Entschiedenheit eine grosse Weitherzigkeit, die von dem Grundsatze ausgeht, dass „unsere christliche Auffassung der übersinnlichen Welt, wissenschaftlich betrachtet, nur eine von sehr verschiedenen Denkmöglichkeiten auf jenem weiten Gebiete ist, das jenseits aller Grenzen des exakt Wissbaren liegt. Die Entscheidung steht hier nicht dem wissenschaftlichen Erkennen zu, sondern dem persönlichen Leben." —

Der gelehrte Kenner des Paulus, Professor *Heinrici* in Leipzig, geht in seiner Schrift den feinsten Fäden nach, die uns die Erfolge des grossen Apostels erklärlich machen: Es ist die unter seiner äusseren ganze Gemeinden und Gebiete umfassenden Mission verborgene Seelsorge, die mit allen dem guten Hirten Jesus abgelauschten Mitteln die einzelnen Seelen für diesen zu gewinnen sucht. So wird Paulus nicht derjenige, der Christi Religion ins Gegenteil verwandelt, sondern der sie in seinem Geiste in die Menschenherzen umsetzt. G. M.

Dr. Hugo Koch: **Cyprian und der römische Primat.** Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Studie. Leipzig 1910. 173 S. Mk. 5. 50.

Es geschehen Zeichen und Wunder! Der Verfasser obiger Schrift ist Professor der Theologie am Lyzeum in Braunsberg, also Nachfolger der Professoren Menzel und Michelis, die einst an derselben Anstalt mannhaft ihrer Überzeugung für die alte katholische Wahrheit Ausdruck gaben und dafür zu Martyrern, aber auch zu Führern des Altkatholizismus wurden. Von vornherein stellen wir mit Genugtuung fest, dass Professor Koch die einschlägige altkatholische Literatur reichlich benutzt und ihre Ergebnisse in seine wissenschaftliche Überzeugung aufgenommen hat. Darüber hinaus aber ist die neuere Forschung eingehend berücksichtigt. Was sollen wir nun über die Schrift selbst sagen? Sie wirkt Seite für Seite wie Keulenschläge auf das römische im allgewaltigen und unfehlbaren Papsttum gekrönte System, ja wir können sagen, dass seit vielen Jahren keine Arbeit erschienen ist, die gründlicher und rücksichtsloser den Nimbus zerreisst, mit dem wissenschaftlich sich gebärdende Fälschung das römische Papsttum zu halten versucht. Das Ergebnis lautet: Cyprian und die ganze alte Kirche weiss absolut nichts von einem römischen Jurisdiktionprimat, „er ist der beredte Wortführer des strengen Episkopalismus gegen jede Primatszuspitzung“. Es würde zu weit führen, hier einzelne Ausführungen wörtlich mitzuteilen. Man würde auch den Eindruck abschwächen, den das ganze Buch in seiner Wucht bewirkt. Möge es von den Angehörigen unserer altkatholischen Kirchen mit Fleiss gelesen werden, es ist eine glänzende Recht-

fertigung ihres episkopalen Standpunktes und zugleich eine Genugtuung, dass ihre Begründung keine vergebliche war.

Prof. Koch ist sich der Folgen seiner von ihm selbst als Bekenntnis bezeichneten Schrift wohl bewusst gewesen. Und diese Folgen sind bereits eingetreten, indem er als ein Modernist auf dem Braunsberger Professorenstuhl gebrandmarkt wurde. Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, ist vielleicht Schlimmeres geschehen. Möge der mutige Bekenner nun auch die letzten Folgen tragen und daraus die unausbleiblichen Konsequenzen ziehen gemäss dem Motto seiner Schrift: Consuetudo sine veritate vetustas erroris est (Cypr. ep. 74, 9).

G. M.

Dr. Eduard König: **Hebräisches und Aramäisches Wörterbuch zum Alten Testament. Mit Deutsch-Hebräischem Wortregister.** Leipzig 1910, Dieterich. 3 Lieferungen zusammen Mk. 10.

Mit einer gewissen Überraschung vernahm man die Ankündigung eines neuen hebräischen Wörterbuchs. Nimmt doch das in den neuesten Auflagen zu immer vollkommenerer Präzision fortgeführte Lexikon von Gesenius eine souveräne Stellung in der hebräischen Sprachwissenschaft ein. Es gehörte die einzigartige Kenntnis des Hebräischen und anderer Orientalia, wie sie Prof. König besitzt, dazu, um als einzelner Gelehrter die Zuversicht und die Fähigkeit zu haben, neben Gesenius u. a. ein neues lexikographisches Werk der Öffentlichkeit zu übergeben. Über die Grundsätze, die ihn dabei leiteten, äussert er sich ausführlich in der Vorrede. Er schenkt der Erklärung der Eigennamen sowie der Wörter aus dem Gebiete der Archäologie, Landes- und Naturkunde besondere Beachtung, berücksichtigt die massoretischen Randbemerkungen in einer bisher nicht angewandten Ausführlichkeit und geht den sprachvergleichenden Spuren in den semitischen und anderen orientalischen Sprachen nach. Ein grosser Vorzug gegen Gesenius ist hier die genaue Transkription des Äthiopischen usw., da man unmöglich auch von einem genauen Kenner des Hebräischen die Bekanntschaft mit sämtlichen orientalischen Idiomen verlangen kann. Daneben gehen fortwährend die feinsten sprachgeschichtlichen Bemerkungen für das Hebräische selbst. Eine ganz hervorragende Neuerung scheint uns aber die Einfügung

zahlloser schwieriger Formen *in den fortlaufenden Worttext* zu sein. Wer weiss, wie das Studium des Hebräischen gerade Anfängern durch das oft fruchtlose Analysieren von Formen, die alle mögliche Herkunft haben können, verleidet wird, so dass sie nach dem zwangsweise bestandenen Examen sich ganz davon abwenden, muss es mit wirklicher Freude begrüssen, dass hier ein Wandel geschaffen ist. Und wir sind überzeugt, dass diese Reform entgegen der Meinung der alten Methode die Kenntnis des Hebräischen nicht verringern, sondern vermehren wird. Wir fassen unser Urteil darin zusammen, dass Professor König nicht nur ein wissenschaftlich hervorragendes, sondern auch ein im Vergleich mit den übrigen Lexikis neues und eigenartiges Werk zum Studium der hebräischen Sprache geschaffen hat, das neben den alten in ihrem Werte bestehenden Büchern sich seinen Weg bahnen und seine Bedeutung behaupten wird. Hinzuzufügen ist noch, dass die Ausstattung prachtvoll ist, die Grösse und Deutlichkeit der hebräischen Lettern ist für unser viellesendes Geschlecht als eine Wohltat zu bezeichen. G. M.

Sammlung Kösel: **Deutsche Mystiker.** Band I: **Seuse.** Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Wilhelm Oehl in Wien. Kempten und München 1910. 203 S. Mk. 1.—.

Es war ein glücklicher Gedanke, in die vorteilhaft bekannte, in dieser Zeitschrift bereits früher anerkennend erwähnte Sammlung Kösel eine Abteilung „Deutsche Mystiker" aufzunehmen. Die vorliegende, verständig getroffene Auswahl aus Seuse (gewöhnlich mit dem lateinischen Namen Suso genannt) fusst auf Dr. Karl Bihlmeyers textkritischer Gesamtausgabe: Heinrich Seuse, Deutsche Schriften, im Auftrage der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegeben, Stuttgart 1907. Der grösste Teil der Auswahl ist aus Seuses „Lebensbeschreibung" entnommen; aus dem „Büchlein der ewigen Weisheit" und dem „Briefbüchlein" sind kleinere Abschnitte ausgewählt. Dabei hat Dr. Oehl mit Recht sein Augenmerk darauf gerichtet, ganze, zusammenhängende Abschnitte zu bieten. Es ist durchaus zu billigen, dass er auf eine Übertragung in modernes Deutsch verzichtet und den Schriftsteller möglichst in seiner eigenen kräftigen Sprache reden lässt, an die der Leser nach Überwindung der

ersten Schwierigkeiten sich bald gewöhnen wird. Die Einleitung macht uns mit Seuses Leben, seinen Schriften und seiner Persönlichkeit als Mystiker bekannt und enthält in ansprechender Form alles, was zur verständnisvollen Lektüre des Textes anleitet. Wir zweifeln nicht, dass das Büchlein Anklang finden wird, zumal da die Ausstattung gut und der Preis wohlfeil ist.

D.

Johannes KREMER: **Studien zur Geschichte der Trierer Wahlkapitulationen.** Bonner Inauguraldissertation. Trier 1909 (Buchdruckerei von Jakob Lintz). 48 S.

Die vorliegende Dissertation untersucht die Wahlkapitulationen in der Trierer Erzdiözese, die sich auf die Zeit von 1286 bis 1768 erstrecken, d. h. die Abmachungen, welche dem zu erwählenden Erzbischofe Verpflichtungen zugunsten des wählenden Domkapitels und seiner einzelnen Mitglieder auferlegten. Sie zeigt, wie diese Kapitulationen im Laufe der Zeit durch das Anwachsen ihrer Bestimmungen Macht und Einfluss der Domherren in kirchlicher und staatlicher Hinsicht stetig mehrten. Der Verfasser hat das im Koblenzer Staatsarchiv liegende urkundliche Quellenmaterial in geschickter Weise verarbeitet und bietet einen schätzenswerten Beitrag zur Kirchen-, Staats-, Rechts- und Kulturgeschichte der Trierer Erzdiözese.

D.

V. MONOD: **Le problème de Dieu et la théologie chrétienne depuis la Réforme: I. Etude historique.** St. Blaise (Suisse), Foyer solidariste, in-8°, 169 p., 1910, 3 fr. 50.

Ce premier volume n'est, dans la pensée de l'auteur, qu'une esquisse *historique*, simple et brève (p. 8); c'est avouer qu'elle renferme beaucoup de lacunes. L'auteur promet de les combler dans un second volume, qui sera *dogmatique*.

En outre, ce premier volume, même au point de vue historique, est très incomplet : il n'y est question que de quelques théologiens, Calvin et quelques-uns de ses disciples du XVIe siècle, puis Kant, Schleiermacher et Ch. Secrétan. C'est tout! Celui-ci est d'autant plus surfait que sa conception de Dieu comme étant « l'absolue liberté » est très obscure, et qu'un Dieu

qui est cause de soi et qui « détermine lui-même son être selon sa volonté » (p. 148) est à peu près incompréhensible. C'est se payer de mots. Attendons le second volume pour apprécier la pensée, la bonne volonté et les louables efforts de l'auteur.

On ne peut que féliciter et encourager les penseurs qui cherchent à éclaircir « le problème de Dieu ». L'indifférence en matière religieuse est si grande, que ceux qui réagissent contre elle ont un double mérite. Il est certain que le devoir de chaque génération est « de repenser sa foi et de décrire de son mieux la tactique (?) probable employée par Dieu pour utiliser le monde et l'assujettir à ses fins éternelles » (p. 162). Telle doit être l'évolution de la théologie et aussi l'évolution religieuse de l'humanité : « repenser sa foi ».

Adauge nobis fidem. E. M.

Johann Lorenz Mosheim : **Der Bahnbrecher der modernen Predigt.** Leipzig 1910. 227 S. Mk. 4. 80.

Die sehr verdienstliche Monographie bringt uns das Bild des oft vergessenen grossen Helmstedter bezw. Göttinger Theologen in bezug auf seine Verdienste um die Homiletik für seine und die folgende Zeit nahe. Mit grossem Fleisse sind Mosheims Anschauungen über die Predigt und alles, was sich darauf bezieht, zusammengestellt namentlich auf Grund seiner Schrift „Anweisung, erbaulich zu predigen“ mit fortwährenden Ergänzungen aus seinen sonstigen zahlreichen nnd umfangreichen Werken: Aufgabe der Predigt, die Zuhörer, die Persönlichkeit des Predigers, der Inhalt, Aufbau, Stil, die Abfassung und der Vortrag der Predigt. Den Schluss bilden einige berühmte Predigten Mosheims im Auszuge.

Was Mosheim zum Bahnbrecher der modernen Predigt und darum in wesentlichen Dingen auch heute noch zum Vorbild für dieselbe macht, ist u. a.: Er hat der Homiletik einen geschichtlichen Unterbau und eine wissenschaftliche Methodik gegeben, die sie unabhängig macht von der rein weltlichen Rhetorik und ihren Gesetzen. Ein Hauptverdienst Mosheims ist aber seine Forderung der praktischen und psychologischen Orientierung der Predigt nach Zeit, Umständen und Verständnisfähigkeit der Zuhörer, endlich das Streben nach sprachlicher

Reinheit und der Predigt angepasster Würde. Jeder Prediger wird aus dem Werke, das in seinen Einzelheiten eine Fülle der feinsten homiletischen Wahrheiten enthält, reichen, nicht nur theoretischen, sondern auch praktischen Nutzen ziehen.

G. M.

Dr. E. F. Karl MÜLLER: **Die Bekenntnisschriften der reformierten Kirche.** In authentischen Texten mit geschichtlicher Einleitung und Register. Leipzig 1903. LXXI und 976 S. Br. Mk. 22, geb. Mk. 24.

Der Verfasser, Professor der Theologie in Erlangen, hat sich aus Liebe zur reformierten Kirche der sehr mühsamen und zum Teil recht unerquicklichen und dürren Aufgabe unterzogen, deren Frucht er in dem vorliegenden Werke darbietet. Über die Grundsätze, welche ihn bei der Auswahl und Wiedergabe der Bekenntnisse leiteten, spricht er sich im Vorwort aus. Eine Beschränkung auf noch heute gebrauchte Stücke hätte nur „ein ganz schiefes, mit vielen Zufälligkeiten durchsetztes Bild der reformierten Bekenntnisproduktion“ gegeben. So mussten auch bloss noch historische Bekenntnisse, unter diesen aber nur die wirklich öffentlichen einbezogen werden. Abgedruckt ist überall der Originaltext, bei mehrfachen Versionen der ältere, nur bei der Westminster-Konfession ist neben dem lateinischen auch der englische Text gegeben. Vorangeschickt ist eine geschichtliche Einleitung für sämtliche Konfessionen (S. XIII—LXXI). Sehr wertvoll ist das nach dem ethischen und dogmatischen Inhalt der Bekenntnisse systematisch geordnete Register. Im einzelnen sind folgende Hauptgruppen gebildet: Bekenntnisse in der Schweiz und vor Calvin, seit Calvin, aus dem Westen (Frankreich, Belgien, Niederlande, Schottland), aus Ungarn, vorreformatorische (Böhmische Brüder, Waldenser), anglikanische und puritanische, deutsche, einzelne Lehrbekenntnisse (Dordrechter und Helvetische Konsensusformel 1675), moderne Bekenntnisse (u. a. waadtländische, Genfer, Neuenburger Freikirche, französische freie Gemeinden).

Es ist leicht zu erkennen, welcher Aufwand von kritischem Scharfsinn in Auswahl und Emendation der Texte hinter den glatt abgedruckten Bekenntnissen verborgen ist. Was aber dem Werke seinen unentbehrlichen Wert gibt, ist, dass es

ältere ähnliche Arbeiten nicht nur weit überholt, sondern auch das Neueste, was die Kleinforschung auf diesem Gebiete gefunden hat, darbietet. Bequemer und gründlicher können wir uns sicher nicht über das Wesen der reformierten Kirchen orientieren als auf Grund des hier zusammengestellten authentischen Materials, und wir sind überzeugt, dass das Buch in keiner grösseren historisch-theologischen, besonders öffentlichen Bibliothek fehlen darf. Wir empfehlen es insbesondere dringlich unseren Freunden in der Schweiz, Frankreich, Holland und England, wo gerade das reformierte Bekenntnis in den mannigfachsten Formen seine Geschichte gehabt und seine Wurzeln gefasst hat, es ist sozusagen Heimatluft, die sie hier anweht. G. M.

Wilhelm PELSTER: **Stand und Herkunft der rheinischen Bischöfe der Kölner Kirchenprovinz im Mittelalter.** Bonner Inauguraldissertation. Weimar 1909 (Hofbuchdruckerei). 64 S.

Die Arbeit untersucht die Standesverhältnisse der Erzbischöfe von Köln und der Bischöfe von Lüttich und Utrecht im Mittelalter. Dabei wird besonders berücksichtigt die Zugehörigkeit ihrer Geschlechter zum Adel und Nicht-Adel und innerhalb des Adels zu dem hohen, den Freiherren, Grafen und Fürsten einerseits, der ursprünglich unfreien, ministerialischen Standesgruppe und dem aus diesen hervorgegangenen niederen Adel anderseits. Dabei wurden die Familiennamen der Bischöfe, soweit möglich, bestimmt. Ferner wird gezeigt, wie die kirchliche Vorschrift, dass der Bischof aus dem Klerus der vakanten Diözese hervorgehen solle, beobachtet wurde. Der Verfasser hat das weitverstreute Material fleissig gesammelt, gehörig geordnet und übersichtlich dargestellt. D.

Johann RUMP, Pastor Lic. Dr.: **Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Ein Jahrgang Predigten** (80) über freie Texte aus den Evangelien, der Apostelgeschichte und der Offenbarung. **I. Band: erster Adventsonntag bis Pfingstmontag.** Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, 1910. 423 S. Geh. Mk. 7. —. Geb. Mk. 8. 50.

Der Autor hat als Kanzel- und Festredner sowie als Romanschriftsteller (Pseudonym: Nathanael Jünger) einen vorteil-

haft bekannten Namen. Die vorliegenden Predigten überraschen nicht selten durch geistreiche Ideenverbindung und zeichnen sich aus durch Gedankentiefe und Formvollendung. In eindringlicher Sprache und mit überzeugender Kraft verkündigen sie die grossen Taten Gottes in Schöpfung und Erlösung und suchen sie fruchtbar zu machen für das tägliche Leben. Nicht wenige dieser Predigten sind vorbildlich. Aber nicht nur Anfängern wird das Werk reichen Nutzen bringen, sondern es bietet auch bereits geübten Kanzelrednern schätzenswerte Fingerzeige. Ebenso sind die Reden zur Privaterbauung geeignet, wobei es in Anbetracht der Ausdehnung rätlich sein dürfte, jeweils nur einen einzelnen Abschnitt zur Betrachtung und Beherzigung vorzunehmen. Es berührt den Katholiken bei der Lektüre dieses Predigtbuches eines lutherischen Pastors besonders wohltuend die Wärme und Entschiedenheit, mit der die grossen Glaubenswahrheiten von Christus, dem Sohne Gottes, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, in einer von allerhand Unklarheiten und Zweifeln angefüllten Zeit der Erkenntnis und dem Gemüte nahegebracht werden. Wie vieles haben doch die getrennten Konfessionen trotz alledem noch gemeinsam! Und dieses Gemeinsame wird, wenn Gottes Stunde gekommen, die Brücke werden, auf der die Geschiedenen zur Verteidigung ihrer gemeinsamen Güter einander begegnen und sich als Brüder begrüssen werden. D.

Polykarp SCHMOLL: **Die Busslehre der Frühscholastik.** Eine dogmengeschichtliche Untersuchung. München 1909. Verlag der Lentnerschen Buchhandlung. XVI und 163 S. Mk. 3. 80.

Das vorliegende Buch enthält die des Preises für würdig befundene Bearbeitung einer von der Münchener theol. Fakultät für das Jahr 1907/08 gestellten Preisaufgabe. Der Verfasser zieht die einschlägigen Darlegungen aller in Betracht kommenden Theologen von Anselm von Canterbury an bis auf Thomas von Aquin in den Kreis seiner Betrachtung. Die genaue Fassung und Durchsetzung des Sakramentsbegriffs im allgemeinen, die Frage nach den Bestandteilen des Busssakraments, nach ihrem gegenseitigen Verhältnis, nach ihren Wirkungen, die Tätigkeit des göttlichen und des menschlichen

Faktors in der Vermittlung des Heiles; das sind kurz gesagt die Hauptpunkte, die der über ein reiches Material verfügende, sehr belesene Autor vorführt. Neben dem eigentlichen Zwecke zeichnet er ein Bild scholastischer Forschungs- und Darstellungsweise überhaupt. D.

D. Alfred SEEBERG: **Christi Person und Werk nach der Lehre seiner Jünger.** Leipzig 1910. 109 S. Mk. 2. 80.

Die gelehrte und geistvolle Schrift erweist aus den neutestamentlichen Büchern das Bestehen eines „apostolischen Lehrstücks", welches in relativ fester, aber im Ausdruck wechselnder Form weit *vor* die im Neuen Testament fixierten Gedanken der Apostel zurückgeht und notwendigerweise die Meinung Christi über seine Person und sein Werk aus dessen Munde selbst wiedergibt. Somit ist der Beweis erbracht, dass *Paulus,* dessen Briefe von den Fundamentalsätzen dieses Lehrstücks als einer wesentlich „christologischen Formel" durchzogen sind, *nicht* aus dem Christentum eine andere Religion gemacht hat als sein Begründer. Anderseits bietet das Lehrstück eine wichtige Bestätigung der hinter den Paulusbriefen liegenden Evangelien. Die Abhandlung wirkt in ihren Einzelheiten überzeugend und bildet wiederum einen mächtigen Baustein für die altchristliche Auffassung des Christentums gegenüber der „Kritik, die sich parteiisch und fanatisch in Ideen verrannt hat, die jedes Wirklichkeitssinnes spotten". G. M.

D. Reinhold SEEBERG: **Grundwahrheiten der christlichen Religion.** Leipzig 1910. 5. Aufl. 173 S. Br. Mk. 3, geb. Mk. 3. 80.

Die fortwährende Neuauflage des Buches ist schon ein Beweis für dessen Vortrefflichkeit. Es sind 16 an der Berliner Universität für Studierende aller Fakultäten gehaltene Vorlesungen. Wenn auch der Verfasser nirgends Harnacks „Wesen des Christentums" erwähnt, noch viel weniger dagegen polemisiert, so fühlt man doch in jeder Zeile, wie das Herz des Theologen hier um das Christentum und vor allem um die Person Christi selbst mit innerster Überzeugung kämpft. Es ist bewundernswert, mit welcher Frische und Genialität, auch im

Stil, Seeberg die Linien seiner Untersuchungen zieht, die darin gegebenen Fragen theologisch, philosophisch und psychologisch aufwirft, diskutiert und beantwortet, und das alles „ganz frei, ohne Heft und Zettel", aber auch ohne Furcht, irgend einer theologischen Richtung nach rechts oder links etwas zu vergeben. Der Eindruck, den die Lektüre dieser Vorlesungen hinterlässt, ist ein überzeugender, und so hoffen wir, dass sie noch recht oft hinausziehen und ihre Stimme erheben werden als ein Zeugnis von der Offenbarung Gottes in Christo wider alle, die ihm die Ehre nehmen wollen. G. M.

Hans STAHL: **P. Martin von Cochem und das „Leben Christi".** Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Volksliteratur. Bonn (Peter Hanstein) 1909. VIII und 200 S. Mk. 4. 50.

Das Buch erschien als 2. Heft der von Dr. Joseph Gotzen herausgegebenen „Beiträge zur Literaturgeschichte und Kulturgeschichte des Rheinlandes". Ohne Grund hat man vielfach die Erforschung der religiösen Volksliteratur bisher vernachlässigt. Diese Unterlassung holt Dr. Stahl nach und zeigt, welche Bedeutung dem P. Martin in der deutschen Literatur im allgemeinen und in der Volksliteratur im besondern zukommt. Namentlich machen wir auf die feinsinnigen Ausführungen im Schlusskapitel aufmerksam, welche die echt volkstümliche Sprache und Darstellungskunst des berühmten, auf Denken und Tun des Volkes auch heute noch nachhaltig einwirkenden, zur Zeit des Rationalismus freilich als Aftermystiker hingestellten Kapuziners anschaulich schildern. Ferner sei darauf hingewiesen, dass Stahl im Anschluss an die Darlegung von F. Pauly im deutschen Hausschatz 1906 den 13. Dezember 1634 als sicher feststehendes Datum der Geburt Cochems nachweist, nachdem man sich bisher nur in Vermutungen ergangen. Auch über seine Familie erfahren wir Näheres, soweit die spärlich fliessenden Quellen es zulassen. Im übrigen verweisen wir auf das in der Januar-Nummer 1910 dieser Zeitschrift (XVIII, 69) über die Promotionsarbeit Stahls Gesagte, die einen Teil des vorliegendem Werkes enthält, und wiederholen den dort ausgesprochenen Wunsch, dass auch das ganze, nunmehr der Öffentlichkeit übergebene Werk des fleissig und gründlich arbeitenden Verfassers aufmerksame Leser finden möge. D.

Lic. G. Stosch: **Die apostolischen Sendschreiben nach ihren Gedankengängen.** Gütersloh, C. Bertelsmann. Band I. 1908. 128 S. Mk. 2. — Band II. 1910. 182 S. Mk. 2. 50.

Dem I. Bande, der den Jakobusbrief, die beiden Briefe an die Thessalonicher und den an die Galater behandelt, ist nunmehr der II. Band mit den beiden Korintherbriefen gefolgt. Die weiteren neutestamentlichen Briefe sollen sich anreihen. Das Werk will solchen Christen dienen, „die vor den Worten irdischer Tage bei dem schöpferischen Sinn des Wortes der Ewigkeit Zuflucht suchen, die sich nicht genügen lassen an erbaulichen Betrachtungen über das Wort, sondern die ernste Arbeit nicht scheuen, in den ursprünglichen Sinn des Wortes tiefer und näher einzudringen,... die nicht gewillt sind, einen Nutzen darin zu sehen, dass die Tiefen des Wortes verhüllt und die Höhen desselben erniedrigt werden". Die Art, wie der Verfasser seinen Zweck verwirklicht, kann man als wohlgelungen bezeichnen. Wie von hoher Warte erfasst er die Grundthemen der Gesamtbriefe und ihrer einzelnen Abschnitte, bringt letztere unter einer kurzen, den Inhalt andeutenden Überschrift zusammen und erklärt sie dann nach dem Gange des Briefes äusserlich ohne gelehrten Ballast, aber doch so, dass überall die genaue exegetische Schulung hervortritt. Vor allem aber ist die Darstellung durchzogen von einer gemütreichen Wärme, die aus Glauben kommt und zum Glauben führen will Möge der Erfolg der bisherigen Veröffentlichungen dem Verfasser Mut und Lust geben, die weiteren Bände folgen zu lassen. G. M.

Lic. Alfred Uckeley, Privatdozent der praktischen Theologie: **Moderne Predigtideale.** Beiträge zur Theorie der zeitgemässen Predigtweise nach Inhalt und Form. Leipzig 1910 (A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachfolger). 80 S. Mk. 1. 40.

Das mit gründlicher Sachkenntnis geschriebene Büchlein soll eine Orientierung sein über das, was die protestantische Homiletik der Gegenwart dem Prediger zu berücksichtigen rät. Demgemäss gibt der Verfasser im ersten Teile einen Überblick über die Eigenart der verschiedenen Predigttypen, welche nach der Absicht ihrer Vertreter der Predigt neuen

Einfluss auf das Volksleben, neue Wirkung auf die Gemeinden sichern sollen. Es sind dies: 1. die Erweckungspredigt, 2. die soziale oder unmittelbar praktische, 3. die apologetische, 4. die lehrhafte und 5. die ethische Predigtweise. Indem der Verfasser die Vor- und Nachteile der einzelnen Arten deutlich macht, gelangt er zu dem Ergebnis, dass die einseitige und ausschliessliche Forderung eines der genannten Predigttypen als modernes Predigtideal zwar abzulehnen sei; jedoch liege das Berechtigte an diesen Forderungen in der Pflege des erwecklichen, sozialen, apologetischen, lehrhaften und ethischen Moments, das eine jede Predigt, diese dieses mehr, jene jenes, an sich tragen müsse. Beachtung verdient auch das über die „spezialisierte" und „differenzierte" Predigtweise Gesagte. Ferner sind lehrreich die Ausfürungen über die Bedeutung der religiösen Volkskunde und der Psychologie für den Kanzelvortrag. Der zweite Teil enthält eine Erörterung über neuere Bestrebungen in bezug auf die formelle Seite der Predigt und bietet gleichfalls des Nachdenkens werte Fingerzeige. Das Büchlein enthält Interessantes für *jeden* Homileten. Dem Anfänger zeigt es, worauf die Arbeit des Kanzelredners in der Gegenwart besonders sich zu richten habe; dem älteren Praktiker gibt es Rechenschaft über das, was er bisher vielleicht mehr instinktiv und unbewusst geübt, und verhilft ihm zur Klarheit, sowie zu erhöhter zielbewusster Arbeit. Der Verfasser, der vor kurzem einen Ruf nach Königsberg als ordentlicher Professor der praktischen Theologie erhalten und angenommen hat, zeichnet sich durch ein massvolles Urteil aus und hat Anspruch auf den Dank aller, die seine Schrift verwerten.

D.

Lic. A. Uckeley: **Moderne Predigtideale.** Leipzig 1910. 80 S. Mk. 1. 40.

Diese „Beiträge zur Theorie der zeitgemässen Predigtweise" sind sehr beachtenswert. Sie suchen nach der relativ besten Art, die Predigt zu heben und für unsere Zeit anziehend und fruchtbar zu machen. Dieselbe hat nicht einseitig erwecklich, sozial, apologetisch, lehrhaft oder ethisch zu sein, sondern muss diese Ziele je nach dem Texte herausstellen. Hauptaufgabe aber auch der modernen Predigt bleibt „Weckung von

Sünden- und Gnadenbewusstsein". Dabei soll sie aber nicht in breiten peripherischen Ausführungen sich bewegen, sondern, um tief und eindringlich zu werden, spezielle Themata wählen mit der Differenzierung nach Ort, Zeit und Gemeinde, und unter dem Eingehen auf die Psyche sowohl der Zuhörer als namentlich der behandelten biblischen Personen. — Der 2. Teil untersucht das formale Problem der modernen Predigt, für die Einheitlichkeit der Darstellung in möglichster Einfachheit auch der Disposition zu empfehlen ist.

Jeder Prediger, dem es ernst um die Verkündigung des Evangeliums, insbesondere nach der Seite seiner Vervollkommnung und seines Fortschrittes mit den Bedürfnissen der Zeit ist, wird die klare und objektive Abhandlung mit grossem Nutzen lesen (vgl. die von der « Revue » früher besprochene „Moderne Dorfpredigt" desselben Verfassers). G. M.

Petites Notices.

* DUCASSE-HARISPE : *L'amour et l'autel.* Paris, Ficker, in-18°, 1910, 3 fr. 50. — Ce roman, très bien écrit et intéressant par sa vérité, par ses observations sincères et par sa modération, est une nouvelle preuve que la discipline romaine, en imposant le célibat aux natures pieuses auxquelles il ne convient pas, est néfaste et perverse. Rome n'aurait que des prêtres honnêtes, si elle permettait le mariage aux prêtres que la nature destine manifestement à la vie de famille. Chose étrange, elle préfère violenter la nature, mettre ses prêtres en péril de prévarication, provoquer le scandale, introduire le désordre et l'immoralité dans les familles. Comment les fidèles de Rome laissent-ils leur pape infaillible dans un tel aveuglement? Et comment ose-t-on parler de religion et de piété là où la morale est violée?

* Ch. DURAND-PALLOT : *La cure d'âme moderne et ses bases religieuses et scientifiques.* Genève, édition Atar, gr. in-8°, 405 p., 1910. Autrefois la religion et la science étaient si unies qu'elles étaient confondues. Aujourd'hui, elles sont séparées, et même dans beaucoup d'esprits elles sont hostiles l'une à l'autre. La distinction restera, car elle est dans la nature des choses; mais

l'hostilité disparaîtra, car elle n'est pas dans la nature des choses. De fait, nombre de savants commencent à comprendre que la religion est un fait et une vérité, et que dès lors il faut compter avec elle, l'étudier et lui faire la place qui lui est due. Nombre de théologiens s'appliquent aussi à réformer la théologie conformément aux données certaines des sciences. Il s'agit, dans ce volume, particulièrement de la cure d'âme, c'est-à-dire de la réglementation de la vie spirituelle d'après les bases de la physiologie, de la psychologie et de la médecine. Mr. le professeur Flournoy a mis en tête une préface pleine de bon sens, en sorte que ce volume, superbement imprimé, se recommande de lui-même sous tous les rapports.

* William JACKSON : *Katalog der Bibliotheca theologica,* Paris — Leipzig, Harassowitz, Mk. 3. — Cette série de catalogues réunis en un volume, a été publiée dans une excellente intention, dont il faut remercier les éditeurs. Il est certain qu'un très bon *catalogue théologique* serait extrêmement précieux. Mais pour qu'il soit bon, il faut qu'il soit pratique et simple, donc non compliqué, non surchargé de divisions, encore moins de subdivisions à l'indéfini. Je crois que suivre purement et simplement l'ordre alphabétique des auteurs (ou des ouvrages, titres connus), serait encore la meilleure méthode.

* *Kunstverlag* Rich. KEUTEL (Karlsruhe): 1. *Eduard von Gebhardt-Album.* Volksausgabe Mk. 1.50. Geschenkausgabe mit farbigem Bild Mk. 2. — 12 grosse Bilder (24×17 cm) und 8 halbgrosse Bilder; 3 Bilder im Text. — Text von D. David Koch. Der Text gibt Leben, kunstgeschichtliche Bedeutung des Künstlers und Erklärung sämtlicher Bilder. — 2. *Eugen Burnand-Album.* Volksausgabe Mk. 1. 50. Geschenkausgabe Mk. 2. — 8 grosse Bilder (zirka 24×17 cm), 16 halbgrosse Bilder (zirka 12×15 cm). Darunter 7 Bilder aus den berühmten «Gleichnissen» Burnands. — Burnand, bislang in Deutschland kaum bekannt, rasch berühmt geworden durch seine « Gleichnisse », wird hier zum erstenmal in seiner künstlerischen Grösse und religiösen Originalität erkennbar sein.

* P. DE LABRIOLLE: *Correspondance d'Ausone et de Paulin de Nole.* Paris, Bloud, in-16°, 63 p. — Pleines de mythologie creuse, boursouflées, insupportables sont les quelques lettres d'Ausone à Paulin. Au contraire, celles de Paulin sont pas-

sionnées pour le Christ; il lui donne les titres les plus glorieux et les plus aimants. A ses yeux, le christianisme consiste à « vivre pour le Christ et selon les lois du Christ». Pas un mot de la papauté. C'est très topique. Les passages où Ausone parle de la trinité sont aussi caractéristiques; il dit que c'est la foi qui est trine et Dieu un (Trina fides Auctore uno); il voit le nombre trois partout, en mathématique, en physiologie, en mythologie, en littérature, en histoire, en droit, en rhétorique, en musique, en politique. Ce n'est donc pour lui qu'une notion littéraire. M. de Labriolle incline néanmoins à croire qu'Ausone fut chrétien, « rhéteur chrétien, si bien habitué par la discipline de l'école à se mouvoir dans le cercle des réminiscences profanes qu'il en compose presque uniquement la trame de sa poésie » (p. 63).

* F. PILLON: *L'année philosophique, 1909.* Paris, Alcan, in-8°, 5 fr. — Etudes de fond de M. Rodier sur la conception aristotélicienne de la substance, de MM. Delbos et Pillon sur Kant et Renouvier, etc.; puis nombreux, intéressants et utiles articles de bibliographie philosophique sur les ouvrages parus en France en 1909.

* J. RUINAUT: *Le schisme de Photius.* Paris, Bloud, in-16, 61 p., 60 cent. — Répétition d'une foule d'assertions fantaisistes et cent fois réfutées. Pas une des réfutations n'est mentionnée. Silence suggestif.

Ouvrages nouveaux.

Fr. W. BREPOHL: Die Zigeuner nach Geschichte, Religion und Sitte, br., 50 Pfg. — Die Bedeutung des Markus-Evangeliums für unsere Zeit, br., 50 Pfg. — J. Calvin und seine Bedeutung für unsere heutige Kultur, br., 60 Pfg. — Fr. Nietzsche oder Jesus Christus? br., 51 S., 1 Mk., Potsdam, Verlag «Das Havelland».

Dr GRASSET: L'Evangile et la sociologie. Paris, Bloud, 60 cent.

Prof. Diom. KYRIAKOS: Logos eis tous treis megistous ierarchas. Athènes, Blastos, 1910.

Dr. J. LEPSIUS: Das Reich Christi. 12. Jahrgang, Nr. 2 und 3, 1910. Potsdam, Tempel-Verlag.

P. MÖHRING: Die Sittenlehre Jesu. Leipzig, E. Ungleich, 112 S., Mk. 1. 50.

BISSCHOP NEERCASSEL: A. Moleman-Zaandam, 1910, f. 0. 22⁵.

A. DE POULPIQUET, O. P.: La notion de catholicité. Paris, Bloud, 60 cent.

Dr. H. BBRUNNHOFER: Angelus Silesius in seinem cherubinischen Wandersmann. Bern, Semminger, Mk. 1. 35.

Theologischer Jahresbericht. Des Bandes VIII. Abteilung. *Register* bearbeitet von Funger, Mk. 7. 50. — *Kirchengeschichte,* Mk. 28. — Vorderorient. Literatur und ausserbibl. Religionsgeschichte, Mk. 3. 90. Leipzig, Heinsius, 1910.

Zeitschrift für Brüdergeschichte. IV. Jahrgang, 1910, Heft 1, Herrnhut.

☛ L'abondance des matières ou plutôt le manque de place nous oblige à renvoyer à la prochaine livraison plusieurs notices bibliographiques, ainsi que notre Chronique habituelle.

Nous prions Messieurs les critiques et les éditeurs de vouloir bien agréer nos regrets.

☛ Wir verweisen auf den diesem Heft beigefügten Prospekt der Firma H. WELTER, Verlagsbuchhandlung, rue Bernard-Palissy, 4, Paris, und Salomonstrasse 16, Leipzig.

Le Directeur-Gérant: Prof. Dr E. MICHAUD.

Berne. — Imprimerie STÆMPFLI & CIE.